



Illyrisches Blatt.

DONNERSTAG 2. NOVEMBER.

Vaterländisches.

Triest und seine Umgebung.

(Beschluß.)

Durch die ungleiche geackte Bildung der Gegend geschieht es außerdem, daß diese Naturgenüsse mit dem wechselnden Standpunct ihren Charakter wechseln, und so in der Bucht von Muggia einen ganz andern Eindruck, als von dem Opfchina aus beschaut, hervorbringen. Auf jenem Berg, von dem eine bewundernswürdige Straße mit äußerst sanftem bequemen Gefäll durch mehrere Stockwerke von Bindungen hinab an die Gestade führt, erscheint das Gemälde in seiner ganzen Pracht und Breite für den Reisenden, der aus dem Innern kommt, höchst überraschend durch die plötzliche Aussicht auf das Meer, und voll Leben durch die Menge von Bauernhöfen und Landhäusern, mit denen die Abhänge besät sind. In ersteren haust ein aufgewecktes, nettes, verständiges Geschlecht, das, als zum Weichbild der Stadt gehörig, seine Fueros besitzt, slavisch redet, italienisch reden kann und zur Noth vielleicht auch ein Paar Worte deutsch versteht. Aus diesen Höfen ertönt zuweilen in ländlichem Chor von Mädchen, Jünglingen und Kindern eine einfach liebliche Landesmelodie, und begleitet die sonntäglichen Wasserfahrten der Triestiner so mit willkommener Musik. Die Villen dienen meist Geschäftsleuten zu Sommerwohnungen, und in einigen derselben bieten gesprächige Zusammenkünfte, bei leichten Gerichten und Erfrischungen die angenehmste Abenderholung dar. Die Dinge, die hier zur Verhandlung kommen, werden natürlich durch Lage und Leben von Triest bestimmt. Ein junger Mann, der gerade aus der Levante kommt, berichtet nachlässig, aber dadurch eben nicht ohne Reiz, über eine Fahrt im Marmorameer, und schildert mit Interesse, doch ohne Schwärmerei einen Besuch in Athen. Ein Mädchen endlich erzählt mit

Scheinbarem Widerstreben von dem weiblichen Wettschwimmen, dem sie des Morgens beigewohnt, und von den Preisen, die dabei gewonnen wurden. Da sie über die Einzelheiten des Kampfes natürlich sehr zurückhaltend ist, so bleibt es der Phantasie ihrer Zuhörer überlassen, sich die Poesie des Schauspiels, dessen einzige Zeugen Mütter, Tanten, erprobte Freundinnen und verschwiegene Fische waren, recht lebendig auszumalen. Es ist merkwürdig, daß in einer Zeit, wo das Abnehmen früherer Kraft so allgemein beklagt wird, gerade das schwächere Geschlecht sich jede Art männlicher Spiele eigen macht. Sie reiten so kühn, schreiben eifriger, malen häufiger als je, haben die Sculptur mit zarten Meisterwerken bereichert, gehen auf die Jagd, versuchten, was allerdings Ausnahme blieb und noch lange bleiben wird, sich im Zweikampf und selbst auf dem Schlachtfeld, philosophiren sogar, was sie nicht immer gefällig kleidet, und die aromatische Damencigarre, die so allerbüßest einem schönen Munde steht, ist im Begriff die Kunde von Europa zu machen. Auch haben sie zu den meisten dieser Uebungen ihre Recht wie wir, nur müssen sie weiblich von ihnen, nur müssen sie so getrieben werden, daß die Gränzen strenger Schicklichkeit, welche die Natur um das Leben der Frauen zog, ja nicht überschritten werden.

In der Bucht von Muggia, dessen Ufer das Ziel einer eleganten Spazierfahrt ist, erscheint alles geschlossener und gewissermaßen elegischer. Die Aussicht auf die See ist enger und auf der einen Seite durch die Höhen von Triest, auf der andern von der kantenreichen Küste Istriens begränzt. Zwischen beiden läuft ein Streifen Landes ins Meer hinein, auf dem die Kirche des Dorfes Servola wie eine Wallfahrtskapelle freundlich steht. Im Hintergrunde gegen Triume zu deckt sich und seine einsamen Weiler ein enges Thal mit früher Nacht,

während die See noch in hellerem Lichte glänzt. Dorthin zu liegt die Höhe von Corniale, ein Wunderwerk der Natur, das ebenso zu längerem Nachdenken anregt als es plötzliches Erstaunen aufdringt. Der Besucher wird in dem beständigen Auf und Ab, in den engen Gewinden, auf dem durch den Einfluß der Tropfsteine schlüpfrig gewordenen Boden in der dichtesten Finsterniß, wo er nur bei Fackelschein und den kleinsten Tritts beachtend fortkommt, über die merkwürdigen Dinge, die bei jedem Schritt, bei jeder Wendung ihn überraschen, die Beschwerlichkeiten der Wanderung nur wenig gewahr. Die Natur scheint hier eine Nachbildnerin menschlicher Kunst. Bierlich gewundene Säulen, Vasen mit Garben von Blumen, faltenreiche Vorhänge und das feinste Spitzenwerk, kurz die mannichfachsten Ideen der Architectur, Erfindungen der Plastik und Einfälle der launigsten Arabeske finden in ununterbrochener Folge sich zusammen.

Auf der andern Seite der Bay von Muggia liegt das fruchtbare Istrien. Es würde sich durch seine malerischen Parthien vortrefflich zu Ausflügen für die Fremden eignen, die auf der Reise nach Italien und dem Orient in Triest zu verweilen genöthigt oder veranlaßt sind, wenn nicht der fast barbarische Zustand der meisten Gasthöfe beinahe Jedermann abschreckte. Istrien ist eine schmale Landzunge, in die das Meer sich allenthalben eindringt und natürliche Häfen gebildet hat. Das Innere des Landes ist gebirgig, und von vielen Höhen, wo sie wahrscheinlich zum Schutz gegen räuberische Anfälle erbaut wurden, sehen Dörfer und Flecken freundlich und stolz herab. Die Städtchen an der Küste, der westlichen zumal, wurden größtentheils, wie sie heute erbaut sind, von den Venetianern gegründet, und erinnern durch ihre Bauart an die Hauptstadt der adriatischen Republik. Der merkwürdigste dieser Orte ist Pola. Einst eine Stadt von der lebensvollsten Blüthe, ist Pola jetzt nicht viel mehr als ein öber Flecken. Der herrlichste Hafen mit grünen Inseln, auf einer derselben ein Olivenhain, an mäßige Hügel angelehnt, eine Ebene zu den reichsten Erträgen befähigt, aber durch Vernachlässigung unergiebig wie ungesund. Die alte Ringmauer und mit ihr der Umfang auch der alten Stadt wird durch einen Kranz von Ruinen angedeutet, und einige höchst merkwürdige, zum Theil vortrefflich erhaltene Überreste antiker Baukunst, die ehemalige Ausdehnung auf den Umkreis einer unbedeutenden Landstadt zusammen geschrumpft, und selbst die wenigen Wohnungen schlecht bevölkert, die wenigen Straßen todt — das

sind die Gegenstände, die Pola zu einem sprechenden Bild und Beispiel von der Vergänglichkeit irdischen Glanzes machen. Schon die Arena, von der nur die äußere Einfassung noch aufrecht steht und durch ihr leichtes, gefälliges Aussehen beweist, daß der Stadtrath von Pola, oder wer sonst das Gebäude errichten ließ, seine Architekten mit Umsicht wählte, läßt auf eine namhafte Bevölkerung schließen, denn wohl 20 bis 30,000 Zuschauer mußte das Haus aufzunehmen im Stande seyn. Das Innere ist ganz zerstört, gebrochene Steine liegen auf dem Boden ohne Sinn umher, der Zusammenhang ist vernichtet; nicht die Barbaren der Völkerwanderung, sondern edle Ritter des spätern Mittelalters, genussische Pabgier mit Venedigs Nachsicht in erfolgreichem Wettstreit haben hierbei das Vandalenwerk vollzogen. Nur da und dort sind einige Stufen, wie eine Galerie, die nach gelehrter Muthmaßung den Vestalinnen bestimmt war, noch erhalten, und in der Mitte findet sich die Spur einer Wasserleitung, die für hydraulische Schauspiele, wie es scheint, berechnet war. Wo Tausende und abermal Tausende vielleicht den künstlerischen Trug der Pantomime oder die Befiegung eines Löwen jubelnd bewunderten, treiben sich jetzt nur einige Schlangen umher, gegen deren Lücke sich die Landleute der Umgegend durch das Scheimniß eines ihrer Standesgenossen mehr als durch die Hülfe ärztlichen Wissens geschützt glauben, und ein Echo, das selbst leise gesprochene Worte in ihren einzelnen Sylben auf das deutlichste wiedergibt, ist das einzige Spiel, das die ernstesten Gedanken des fremden Besuchers zu erheitern vermag.

Das Ende der Schreckenszeit.

(Beschluss.)

Als bald ward die Verhaftung Robespierres, Robespierres des Jüngern, Couthons, Saint-Justs und Lebas zur Abstimmung gebracht und beschlossen; Gendarmen ergreifen sie und führen sie fort. Aber die Mitglieder der Pariser Commune, alle erklärte Anhänger Robespierres, haben erfahren, was im Convente vorgegangen ist, und sind nicht unthätig geblieben. Fleuriot Lescoq, Maire von Paris, erläßt an alle Beamte der Pariser Gefängnisse gemessenen Befehl, die Deputirten nicht anzunehmen, welche der Convent proscribirt habe und ihnen senden werde; zugleich läßt er die Sturmglocken ziehen, beruft die Sectionen auf das Stadthaus und setzt sich mit den Mitgliedern des Revolutionstribunals

in Verbindung. Henriot, Commandant der Miliz, läßt Geschütze auf dem Greveplatz aufahren, um die Commune zu verteidigen, wo bald vom Pöbel im Triumph herbeigetragen, die vom Convente geächteten Deputirten eintreffen.

Ein Deputirter eilt indessen in den Convent und berichtet, daß die Aufrührer sich in dichten Massen sammeln und sich bereiten, gegen den Sitzungsaal vorzurücken. Als bald werden alle Mitglieder der Commune, ebenso wie Robespierre (und die vorhin aus dem Convente gestoßenen Deputirten, für außer dem Geseß erklärt.

„Die Verschwörer sind außerhalb des Geseßes erklärt,“ ruft der Präsident; „Pflicht eines jeden guten Republikaners ist es, sie zu tödren, und den erwartet das Pantheon, der uns den Kopf Robespierres bringen wird. — Wer übernimmt es, der Commune von Paris das Decret zu verkünden, das sie außer dem Geseß erklärt.“

„Ich!“ ruft ein Hussier, dessen Muth der Anblick der großen Beschlüsse erhöht, die eben unter seinen Augen gefaßt werden. Und er eilt als bald, den übernommenen Auftrag zu erfüllen.

„Nicht mit Decreten antwortet man dem Geseß,“ ruft der Deputirte Louchet; laßt uns einen General ernennen; ich schlage Barras vor!“

Barras wird einstimmig zum General ausgerufen; er verläßt als bald den Saal, er stellt sich an die Spitze der wachhabenden Gendarmen und zweier Colonnen Sectionssoldaten, welche von allen Seiten herbeieilen, um die Repräsentanten der Nation zu schützen, und rückt mit ihnen auf den Greveplatz, wo Henriot an der Spitze seiner Truppen und die Artilleristen der Commune mit brennenden Linten neben ihren Geschützen stehen. Ein Herold tritt hervor und liest beim Fackellicht die Proclamation, kraft welcher die Aufrührer für außerhalb des Geseßes erklärt werden. Als bald weicht die Menge, die den Platz füllte und zerstreut sich. Henriot ruft seinen Artilleristen, seinen Soldaten zu, auf Barras und seine Truppen zu feuern, aber seine Soldaten gehorchen dem Commando nicht und die Kanoniere richten ihr Geschütz gegen die Commune.

Tausendfältig ertönt der Ruf: es lebe der Convent! Robespierre und seine Anhänger, im Sitzungsaal des Stadthauses versammelt, verlieren allen Muth. Henriot stürzt herein, rufend: „Alles sey verloren.“ Da wirft sich Coffinhal, Mitglied des Revolutionstribunals, auf Henriot, packt ihn und wirft ihn mit dem Rufe: „Feigling, Du wolltest mir für Deine Soldaten stehen!“ aus dem Fenster auf die Straße hinab. Henriot raste sich schwer verwundet

und blutend wieder auf und versucht es, sich zu retten, indem er sich in eine Kloake flüchtet; aber ein Gendarm, der mit dem Bajonnet in dieser Kloake herumstöbert, stößt ihm ein Auge aus und findet den Elenden. — Zu gleicher Zeit werden die Thüren des Sitzungsaales von Barras Soldaten mit den Kolben eingeschlagen. Ein Gendarm läuft auf Robespierre zu und zerschmettert ihm mit einem Pistolenschuß die Kinnbacken. Lebas jagt sich eine Kugel durch den Kopf. Der jüngere Robespierre will sich durch einen Sturz aus dem Fenster tödren, zerbricht sich aber nur den Schenkel. Den lahmen Couthon finden sie unter einem Tische, wie er vergeblich versucht sich zu erstechen. Saint-Just allein behält seinen ganzen ruhigen Muth: „Thut mir nichts,“ ruft er den Soldaten zu, die ihn packen, „laßt mich unverletzt, daß ich morgen diesen Feiglingen zeigen kann, wie ein herzhafter Mann sterben soll!“

Robespierre wird, mit Blut bedeckt, in einen Sessel gesetzt und in das Haus gebracht, wo die allgemeine Sicherheitsbehörde ihre Sitzungen hielt; die zerschossenen Kinnbacken sind mit einem Tuche, das man ihm um den Kopf gebunden hat, wieder geschlossen. Im Sitzungsaaale der Sicherheitsbehörde legen sie ihn auf einen Tisch, eine Kiste ist sein Kopfkissen. Er sieht, er hört Alles, aber er kann nicht reden, die furchtbarsten Schmähungen werden gegen ihn ausgestoßen.

Da die Verschwörer außer dem Geseß erklärt worden waren, so war es nicht mehr nöthig, noch ein Urtheil wider sie zu erlassen; es war hinreichend, daß die Identität der Personen nachgewiesen wurde, um sie zur Guillotine zu schicken. Damit diese Formlichkeit beobachtet werden könne, schaffte man am andern Morgen Robespierre nach der Conciergerie, wohin auch seine Mitschuldigen schon gebracht waren, und von dort auf das Revolutionstribunal.

Am 10. Thermidor, um vier Uhr Nachmittags, fanden die Hinrichtungen Statt. Mit Robespierre wurden Robespierre der Jüngere, Couthon, Saint-Just, Bleuriot Lescot, Payan, Coffinhal, Henriot, der Schuster Simon, Mitglied der Commune und derselbe, dem Chaumette im Gefängniß des Tempels die Sorge für Ludwigs XVI. Sohn anvertraut, und der den Tod dieses armen Kindes durch eine Reihe gräutlicher Mißhandlungen veranlaßt hatte, dann Vivier, Präsident des Jakobinerclubbs, und viele andere, minder bekannte Anhänger Robespierres guillotiniert.

Lauter Jubel erfüllte an diesem Tage ganz Paris. Bürger, die einander nicht kannten, schlossen sich freudig in die Arme; Verwandte, Freunde, der in allen Gefängnissen Eingekerkerten, sammelte

ten sich in dichten Gruppen vor den Gefängnisthüren und riefen den Gefangenen zu: „Muth, nur Muth, Ihr seyd gerettet; das Ungeheuer ist gestürzt!“ Alle Straßen, durch welche der Zug zur Guillotine mußte, wimmelten von Menschen. Aller Augen waren vorzüglich auf den Karren gerichtet, in dem die beiden Robespierre, Couthon und Henriot saßen. Man bemerkte, daß Robespierre der Ältere auf seinem Wege zum Schaffot dieselbe Kleidung trug, die er an dem Tage angehabt hatte, wo er auf dem Marsfelde das Daseyn des höchsten Wesens proclamirt hatte — heute aber erinnerte nichts mehr an die Macht, die er noch gestern besessen; er war nicht mehr der Tyrann der Jacobiner, nicht mehr der übermüthige Herr des Conventes; ein verstümmelter Mensch lag er in dem Karren, sein Gesicht war durch ein schmutziges, mit Blut beslecktes Tuch halb verhüllt. Was man von seinen Zügen sah, war furchtbar entsetzt. Die Quais und die Straße St. Honoré entlang ging der Zug. Als er an dem Palais Royal vorüberkam, durchbrach eine noch junge, anständig gekleidete Frau die Volksmenge und klammerte sich an die Leitern des Karrens, auf dem Robespierre lag. — „Ungeheuer, das die Hölle ausgespien,“ rief sie ihm zu, „Dein Tod erfüllt mein Herz mit Freude!“

Robespierre schlug die Augen auf und zuckte die Achseln.

„Abscheuliches Ungeheuer,“ rief die Frau weiter, „daß Du nicht tausend Leben hast, betrübt mich nur, ich möchte Dich tausendmal umbringen sehen! So erscheine denn, Schändlicher, erscheine denn mit den Glühen aller Gattinnen, aller Mütter beladen, vor Gottes Thron!“

Als die Karren am Fuße des Schaffots angekommen waren, hoben die Knechte des Scharfrichters Robespierre herunter und legten ihn auf die Erde, bis die Reihe zu sterben auch an ihn kam. Als alle seine Anhänger hingerichtet waren, trugen sie ihn zur Guillotine; der Scharfrichter zog ihm den Rock aus, dann riß er ihm den Verband ab, den ein Wundarzt um seine zerschmetternen Kinnladen gelegt hatte. Ströme von Blut brachen aus der Wunde hervor. Da der Kopf abgeschlagen war und ihn der Scharfrichter, nach Vorschrift des Gesetzes, dem Volke zeigte, bot er den scheußlichsten Anblick dar.

So endete die schauerhafte Schreckenszeit; die Weltgeschichte hat kaum ein zweites Beispiel gleich diesem, wo eine kleine Zahl Verwegener ein großes Volk unter dem härtesten Joche hielt.

(Frühere Ritterlichkeit.) Die Leipziger Mode-Zeitung enthält Folgendes: „Sonst war es historisch begründet, daß die Töchter der Fürsten allein Fräulein genannt wurden; die Töchter der Ritter hießen damals edele Magd, und die der andern Freien: Mägdelein. Später maßen sich alle Töchter der Edelleute an, Fräulein genannt zu werden, oder vielmehr die Höflichkeit bediente sich dieser Anrede allgemein, bis die Nachahmung der französischen Sitte diese deutschen Worte ganz verdrängte und Madame und Mademoiselle an deren Stelle setzte.“ — „Unsere Vorfahren hatten keine Geschlechternamen, konnten also ihre Abstammung nicht urkundlich nachweisen. Die Zunamen wurden gewöhnlich von dem Wohnorte oder dem Besitztume hergenommen. Nach 1130 hatte ein Graugraf Hermann keinen andern Namen; ja noch bei dem Sängerkriege auf der Wartburg im Jahre 1206 war es an dem Namen nicht zu erkennen, wer zu dem oder jenem Stande gehörte; denn einer der Säger war Hermann von Osterdingen, ein Bürger aus Eisenach, und noch 1352 hieß ein Bürger zu Frankfurt an d. O. Heinrich von Angermünde. Damals hatte das Wörtchen „von“ noch keine festgestellte Standsbedeutung. Wilhelm von Köln war ein Mäler aus Köln, und Hermann von Salza ein Ritter aus Salza.“

(Die Sonne.) Die Flecken, welche man an der Sonne sieht, sagte der berühmte Astronom Arago in seiner Vorlesung, waren den Alten wahrscheinlich nicht bekannt, da zuerst 1611 in der Schrift eines Holländers von denselben die Rede ist. Diese Flecken sind zweierlei Art; einige gleichen einem dunklen Körper, andere leuchten; ihre Gestalt ist verschieden, und die kleinsten gleichen gewissermaßen Runzeln, als wenn die Oberfläche der Sonne wie die Schale einer Citrone runzelig wäre. — Was die Stärke des Sonnenlichtes betrifft, so hat ein Astronom berechnet, daß ein Zoll Sonnensubstanz, wenn man sie auf die Erde herunterbringen könnte, so viel Licht geben würde, als 12,000 Kerzen. — Häufig hat man behauptet, die Temperatur der Erde habe sich geändert, Arago weist aber durch Vergleich der Beobachtungen der Schule zu Alexandrien, der späteren Beobachtungen der Araber, und der jetzigen nach, daß die Temperatur sich seit 2000 Jahren auch nicht um das Zehntel eines Grades geändert habe. Zwar hält es die Wissenschaft nicht für unmöglich, daß die Sonne einst verschwinden könne, wie bereits mehrere Sterne verschwunden sind; die Sonnenflecken aber sind, der Ansicht der Astronomen nach, keineswegs ein Anfang des Verschwindens dieses Gestirnes.